

Peter Wehling

Reflexive Autonomie der Wissenschaft

Eine feldtheoretische Perspektive mit und
gegen Pierre Bourdieu

Während Wissenschaftsautonomie im politischen Diskurs von vorneherein als vorteilhaft unterstellt wird, benötigt die Soziologie einen Autonomiebegriff, der auf Distanz zu solchen normativen Vorannahmen bleibt. In dem Beitrag wird ein analytischer Begriff der relativen, empirisch variablen Wissenschaftsautonomie aus Pierre Bourdieus Theorie sozialer Felder entwickelt. Aus feldtheoretischer Perspektive gibt es keinen Grund, die Autonomie sozialer Felder für per se wünschenswert zu halten; gleichwohl war Bourdieu selbst immer ein entschiedener Verfechter größtmöglicher wissenschaftlicher Autonomie. Diese normativ-politische Bewertung steht jedoch in Konflikt mit der Feldtheorie und beruht auf fragwürdigen erkenntnistheoretischen Vorannahmen. Im Kontrast dazu wird abschließend die Idee einer „reflexiven Autonomie“ der Wissenschaft skizziert; externe gesellschaftliche Einflüsse werden dabei weniger als Einschränkung, sondern als Bedingung autonomer Wissenschaft begriffen.

1 Einleitung¹

Der Ruf nach Autonomie der Wissenschaft erfreut sich seit einigen Jahren in der deutschen Wissenschafts- und Hochschulpolitik großer Beliebtheit, obwohl oder gerade weil damit höchst unterschiedliche Positionen und Auffassungen verknüpft werden. Auf der einen Seite stehen diejenigen Akteure in Wissenschaft, Politik und Medien, deren primäres Ziel es ist, Wissenschaft und wissenschaftliche Institutionen von einer vermeintlichen ‚Gängelung‘ durch die staatliche Bürokratie zu befreien (vgl. Markova 2013). Gut illustrieren lässt sich diese Position anhand der Bestimmungen und der Rhetorik der „Hochschulfreiheitsgesetze“ einiger Bundesländer oder des „Wissenschaftsfreiheitsgesetzes“ der Bundesregierung. Darin wird der ‚Freiheit‘ und Autonomie der Wissenschaft regelmäßig eine prominente

1 Für hilfreiche Kommentare zu früheren Fassungen dieses Beitrags danke ich Julian Hamann sowie den Herausgeber_innen des Sonderbands.

Rolle für deren zukünftige Leistungsfähigkeit zugewiesen. Es gehört zu den Paradoxien solcher politisch-rechtlicher Regelungen und der sie begleitenden Diskurse, dass Autonomie der Wissenschaft dabei in erster Linie als Entscheidungsfreiheit wissenschaftlicher *Organisationen*, und insbesondere der *Organisationsleitungen*, verstanden und umgesetzt wird.² Die Autonomie der Forschergruppen oder einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, also der Handlungsebenen, auf denen Wissenschaft tatsächlich ‚gemacht‘ wird, wird hingegen durch solche Maßnahmen nicht selten sogar eingeschränkt, etwa durch die implizite oder explizite institutionelle Erwartung, sich denjenigen Themen zuzuwenden, die ein hohes Drittmittelaufkommen und eine große Zahl von Publikationen in ‚international sichtbaren‘ Fachzeitschriften versprechen.

Auf der anderen Seite des Spektrums finden sich diejenigen, die in kritischer Absicht die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Wissensproduktion vor allem von mächtigen ökonomischen (teilweise auch politischen, medialen oder religiösen) Einflüssen postulieren und den Staat als Garanten für eine solche Autonomie sehen. Unausgesprochen (aber empirisch wenig abgesichert) wird davon ausgegangen, die Wissenschaft werde, sobald sie frei von ‚störenden‘ Außeneinflüssen sei, letztlich nach rein sachlich begründeten, rationalen Kriterien vorgehen und so zu Erkenntnisgewinn und gesellschaftlichem Fortschritt beitragen. Der naheliegende Einwand, schon allein aufgrund ihres hohen Finanzbedarfs, den sie in der Regel nicht aus eigenen Mitteln decken kann, könne Wissenschaft kaum jemals frei von externen Einflüssen sein, ändert nichts daran, dass in solchen Auffassungen Autonomie der Wissenschaft als ein vielleicht niemals ganz erreichbares, aber dennoch notwendiges regulatives Ideal fungiert, das immer wieder zur Legitimation oder Kritik wissenschaftspolitischer Maßnahmen herangezogen wird.

Für die Wissenschaftssoziologie sind solche Rhetoriken der Autonomie und daran anschließende politische Programme und Strategien zweifellos ein reizvoller Forschungsgegenstand. Es ließe sich zeigen, dass ‚Autonomie‘ als eine flexibel und vielseitig einsetzbare rhetorische und legitimatorische Formel hochgradig attraktiv für fast alle wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Akteure ist, selbst wenn diese, wie angedeutet, konträre

2 So wird als Zweck des „Wissenschaftsfreiheitsgesetzes“ der Bundesregierung vom Dezember 2012 genannt: „Dieses Gesetz dient der Stärkung der Leistungsfähigkeit und internationalen Wettbewerbsfähigkeit von außeruniversitären Wissenschaftseinrichtungen durch mehr Autonomie, Eigenverantwortung und Effizienz in den Bereichen Haushalt, Personal, Beteiligungen und Durchführung von Baumaßnahmen.“ Gesetzestext unter: http://www.bmbf.de/pubRD/Textfassung_WissFG.pdf; zuletzt aufgerufen am 20.05.2014.

Ziele verfolgen. Autonomiepostulate können sowohl genutzt werden, um eigene Handlungsspielräume zu verteidigen oder auszuweiten, als auch, um unerwünschte politische Maßnahmen und gesellschaftliche Debatten als illegitim und dysfunktional abzuwehren. Überdies scheint die gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft eng mit dem Glauben an ihre Unabhängigkeit und Autonomie verknüpft zu sein. Gerade deshalb ist es soziologisch geboten, die im öffentlichen Diskurs vorausgesetzte und über politische Differenzen hinweg geteilte Vorstellung, Autonomie der Wissenschaft führe zu gesteigerter Leistungsfähigkeit und Rationalität, kritisch unter die Lupe zu nehmen – und dabei über eine diskursanalytische oder ideologiekritische Perspektive hinauszugehen. Dies setzt allerdings ein analytisches Verständnis davon voraus, was Autonomie der Wissenschaft jenseits der Rhetorik bedeuten könnte. Erst auf dieser Grundlage kann überprüft werden, wie konsistent und stichhaltig die politisch-normativen Forderungen nach (mehr) Wissenschaftsautonomie tatsächlich sind.

Im folgenden Kapitel möchte ich zunächst die These begründen, dass ein analytischer, normativ abstinenter Autonomiebegriff eher in Pierre Bourdieus Konzeption der Wissenschaft als soziales Feld angelegt ist als in Niklas Luhmanns Theorie der Wissenschaft als autopoietisches Funktionssystem. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass Bourdieu selbst – nach eigener Aussage ein „absoluter, entschiedener, überzeugter Anwalt der wissenschaftlichen Autonomie“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 223) – sehr starke normative Annahmen über die positive Rolle von Wissenschaftsautonomie vertreten hat (z.B. Bourdieu 1998: 30, 2001: 135ff., 2004: 45ff.). Im dritten Kapitel werde ich zeigen, dass Bourdieus eigene normative Auffassung wissenschaftlicher Autonomie auf einem argumentativen Bruch mit seiner Theorie sozialer Felder sowie einer fragwürdigen realistischen Erkenntnistheorie beruht. Deshalb muss Bourdieu in diesem Zusammenhang „gegen den Strich“ gelesen werden (Schäfer 2011; vgl. auch Camic 2011), und die analytische Perspektive der Feldtheorie gegen seine eigene Präferenz für größtmögliche wissenschaftliche Autonomie gewendet werden. Daher begründe ich im abschließenden vierten Kapitel, weshalb es unter wissenschaftspolitischen Aspekten und im Horizont einer politischen Soziologie der Wissenschaft (Frickel/Moore 2006) geboten ist, in anderer Weise als Bourdieu über einen rein deskriptiven Begriff wissenschaftlicher Autonomie hinauszugehen und die komplexere Perspektive einer *reflexiven Autonomie* der Wissenschaft zu entwerfen. Unter dieser Perspektive werden die faktisch ohnehin unhintergehbaren Wechselbeziehungen der Wissenschaft mit feldexternen Instanzen und Akteuren reflexiv nicht primär als Bedrohung ihrer Autonomie, sondern als deren Bedingung begriffen.

2 Die relative Autonomie sozialer Felder

In auffälligem Gegensatz zu der gängigen normativen Wertschätzung wissenschaftlicher Autonomie steht die analytische Unklarheit, was darunter jeweils verstanden wird und in sinnvoller Weise zu verstehen ist: Bezieht sich das Autonomiepostulat auf die Wissenschaft ‚insgesamt‘ als (wie auch immer abzugrenzenden) gesellschaftlichen Teilbereich, auf wissenschaftliche Organisationen, disziplinäre Fachgemeinschaften oder auf die einzelne Forscherin, den einzelnen Forscher? Erstreckt sich Wissenschaftsautonomie bereits auf die Wahl der Forschungsthemen und -fragen (in diesem Fall wären weite Teile der Wissenschaft schon durch themengebundene Forschungsfinanzierung in ihrer Autonomie stark eingeschränkt), auf die Wahl von Theorien und Methoden oder ‚nur‘ auf die Entscheidung darüber, welche Theorien und Aussagen als „wahr“ oder „falsch“ zu gelten haben? Bedeutet Autonomie ausschließlich Unabhängigkeit von manifesten externen Einflussnahmen ökonomischer, politischer, medialer oder religiöser Art, oder können auch latente und unbewusste kulturelle Einflüsse eine Gefährdung wissenschaftlicher Autonomie darstellen (wobei eine von ihrem jeweiligen sozialen und kulturellen Kontext vollständig entkoppelte Wissenschaft schwer vorstellbar ist)? Und schließlich: Ist es hinreichend, Autonomie der Wissenschaft primär oder ausschließlich als eine bestimmte Art ihrer *Außenbeziehungen* zu Politik, Medien, Ökonomie etc. zu begreifen (als Unabhängigkeit *von*)? Oder müssen auch die ‚inneren‘ Strukturen, Regeln und Organisationsformen der wissenschaftlichen Praxis bestimmten Bedingungen genügen, um von einer autonomen Wissenschaft sprechen zu können? Muss die Wissenschaft sich gar ein spezifisches Ethos im Sinne Robert Mertons zu eigen machen, um als wahrhaft autonom gelten zu können?

Soziologisch kann es sich als durchaus sinnvoll erweisen, wissenschaftliche Autonomie auf lokaler, mikrosozialer und mikropolitischer Ebene zu untersuchen und etwa nach der Autonomie einer einzelnen Forscherin oder Disziplin in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext zu fragen: Was verstehen Wissenschaftler in einer spezifischen Situation unter Autonomie, mit welchen Strategien versuchen sie, diese Autonomie zu erreichen oder zu verteidigen, und welche Faktoren fördern oder verhindern eine autonome wissenschaftliche Praxis? Doch auch solche mikrosoziologischen Fallstudien verweisen auf übergreifende soziale, diskursive und institutionelle Kontexte, in denen sich implizite Hintergrundannahmen herausbilden oder explizite Aussagen darüber getroffen werden, was als ‚gute‘, ‚autonome‘ wissenschaftliche Praxis anzusehen ist. Überdies werden in diesen übergreifenden Zusammenhängen auch die politisch-institutionellen Randbedingungen geformt, unter denen Wissenschaft betrieben wird, auch wenn diese sich im jeweiligen lokalen Kontext nur sehr vermittelt manifestieren mögen.

Vor diesem Hintergrund ist es aufschlussreich, die Frage nach der Autonomie von Wissenschaft (auch) unter einer makrosoziologischen Perspektive aufzugreifen und die Wissenschaft als einen (jedoch nur unscharf abgrenzbaren) gesellschaftlichen Teilbereich spezifischer sozialer Praktiken und institutioneller Arrangements in den Blick zu nehmen. Es scheint mir dabei wenig strittig zu sein, dass die Wissenschaftssoziologie auf Distanz gegenüber der normativen Perspektive des politischen Diskurses bleiben muss, der wissenschaftliche Autonomie von vorneherein als erstrebenswert unterstellt. Denn bevor politisch-normative Schlussfolgerungen gezogen werden können, ist es notwendig, ein analytisches Verständnis davon zu gewinnen, was unter Autonomie der Wissenschaft als spezifischem Praxiszusammenhang und Teilbereich der Gesellschaft überhaupt verstanden werden kann. Erst dann lässt sich danach fragen, welche Auswirkungen die Autonomie der Wissenschaft für diese selbst wie auch für die Gesellschaft hat oder haben könnte und wie sie daher politisch zu bewerten ist.

Unter diesen Fragestellungen geraten vor allem die Gesellschaftstheorien Niklas Luhmanns und Pierre Bourdieus in den Blick. Beide beanspruchen, die Wissenschaft als eigenen und eigengesetzlichen gesellschaftlichen Teilbereich – als autopoietisches Funktionssystem (Luhmann) oder soziales Feld (Bourdieu) – zu erfassen und dabei analytische und (explizit oder implizit) auch normative Aussagen über die Autonomie der Wissenschaft zu treffen. Bekanntlich weisen beide Konzeptionen neben einer Reihe augenfälliger Gemeinsamkeiten auch zahlreiche signifikante Unterschiede auf, auf die ich hier nicht im Detail eingehen kann (vgl. dazu ausführlicher Kneer 2004; Hillebrandt 2006; Hartard 2010). Begründen möchte ich im Folgenden die These, dass die Wissenschaftssoziologie ein analytisch differenziertes, heuristisch produktives und normativ zunächst neutrales Verständnis der Autonomie von Wissenschaft eher aus Bourdieus Konzeption sozialer Felder als aus Luhmanns Theorie autopoietischer Funktionssysteme gewinnen kann.³ Die Gründe hierfür sind in fünf Akzentsetzungen von Bourdieus theoretischer Konzeption zu finden: a) der Annahme eines variablen Grads der Feldautonomie, b) der Abkehr von einem latent normativen Funktionalismus, c) der Aufmerksamkeit für die relationale, durch ‚Kräfte‘ und Machtbeziehungen geprägte (Binnen-)Struktur sozialer Felder, d) dem Hinweis auf die umkämpften Grenzen sozialer Felder sowie e) auf mögliche Allianzen feldinterner mit -externen Akteuren.

3 Dabei geht es mir nicht um einen umfassenden sogenannten Theorievergleich zwischen den beiden Wissenschaftssoziologien, sondern lediglich darum, die Charakteristika und analytischen Vorzüge von Bourdieus Autonomie-Konzeption durch eine Kontrastierung mit Luhmanns Auffassung zu verdeutlichen.

(a) *Graduelle Variabilität der Feldautonomie*: Bourdieu bezeichnet soziale Felder immer wieder als „relativ autonome Mikrokosmen“ innerhalb der sozialen Welt (z.B. Bourdieu 1998: 16) und bezieht den darin angedeuteten Gedanken einer graduellen und variablen, also „relativen“ Autonomie von Feldern ausdrücklich auch auf die Wissenschaft: „Eine der großen Fragen, die sich im Bezug auf wissenschaftliche Felder (oder Unterfelder) stellen wird, betrifft eben den Grad der Autonomie, über die sie verfügen können“ (Bourdieu 1998: 18). Ob und wie autonom ein soziales Feld ist, ist somit eine empirische Frage und, anders als bei Luhmann, nicht schon mit dem Begriff des Feldes bzw. Systems vorentschieden. Den Maßstab für den Grad an Autonomie, über den ein Feld verfügt, bildet nach Bourdieu seine „Brechungsstärke“ oder „Übersetzungsmacht“, d.h. seine „Fähigkeit, äußere Anforderungen oder Zwänge zu brechen“, sie in eine feldspezifische Form zu bringen und sie dabei unter Umständen sogar „bis zur Unkenntlichkeit“ umzugestalten (Bourdieu 1998: 19). Denn tatsächlich, so Bourdieu (1998: 19), „kommen äußere Zwänge, welcher Art auch immer, nur durch die Vermittlung des Feldes zum Tragen, sind vermittelt durch die Logik des Feldes“. Umgekehrt lässt sich die Heteronomie eines Feldes in erster Linie daran ablesen, dass „dort äußere Fragestellungen [...] halbwegs ungebrochen zum Ausdruck kommen“ (Bourdieu 1998: 19). Zwar würde ein vollständig und dauerhaft von außen determiniertes Feld aufhören, ein eigenständiges Feld mit eigenen Regeln und Logiken zu sein; aber gleichsam ‚unterhalb‘ dieses Extremfalls ist es mit Bourdieus Theorie offenbar durchaus vereinbar, dass ein Feld auch mit einem gewissen Grad von Heteronomie und entsprechend relativ geringer Autonomie existieren kann.

Somit lassen sich zwei wesentliche Unterschiede gegenüber Luhmann erkennen: Erstens beruht die theoretische Konstruktion funktionaler Teilsysteme bei Luhmann, wie schon angedeutet, auf einer starken und *nicht* graduell variablen Autonomiekonzeption (vgl. Kneer 2004: 46). Als autopoietische Systeme operieren sie definitionsgemäß selbstreferentiell, sie sind operativ geschlossen und somit in ihrem Operieren *vollständig* autonom; dementsprechend weist Luhmann (1990: 290) den „unklaren Begriff der ‚relativen‘ Autonomie“ ausdrücklich zurück. Die Wissenschaft besitze eine von keinem anderen System zu übernehmende „Eigenfunktion“, nämlich die „Entscheidung zwischen wahr und unwahr bei neu vorgeschlagenem Wissen“ zu treffen; wo oder wann auch immer eine solche Entscheidung getroffen wird, hat man es mit Wissenschaft zu tun (Luhmann 1990: 343). Auch „strukturelle Kopplungen“ mit anderen Funktionssystemen können diese Selbstreferentialität und operative Autonomie der Wissenschaft (wie auch aller anderen autopoietischen Teilsysteme) in ihrem Kern nicht beeinträchtigen. Kurz gesagt: autopoietische (Funktions-)Systeme sind in ihrem Operieren selbstreferentiell und autonom – oder sie sind keine autopoieti-

schen Systeme (vgl. Luhmann 1990: 293). Allerdings ist dieser gleichsam unauflösbare Kern von Autonomie begrenzt auf die Vergabe der Werte ‚wahr‘ oder ‚unwahr‘ für bestimmte Aussagen oder Auffassungen. Nach dieser Konzeption bleibt die Wissenschaft als Funktionssystem auch bei sehr radikalen Außeneingriffen, beispielsweise wenn bestimmte Forschungen oder Forschungsmethoden (wie Tierversuche) verboten würden, noch autonom, solange nur ihre ‚Eigenfunktion‘ nicht beeinträchtigt wird (vgl. Luhmann 1990: 294). Abgesehen davon, dass Luhmann hier etwas unentschieden argumentiert,⁴ stellt sich die Frage, ob ein solcher (sehr ‚starker‘ und zugleich sehr ‚schwacher‘) Autonomiebegriff nicht den Erwartungen, Zielen und Intuitionen der Akteure innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft zuwiderläuft.

Hierbei zeigt sich eine zweite wesentliche Differenz zwischen Luhmann und Bourdieu: Luhmann wird bekanntlich nicht müde zu betonen, dass autopoietische Systeme nicht extern gesteuert und determiniert, sondern lediglich irritiert werden können und dass sie auf solche Irritationen nur insofern reagieren können, als sie diese nach Maßgabe ihrer jeweiligen funktionsspezifischen Codes verarbeiten können. Dies scheint auf den ersten Blick Bourdieus oben zitierter Überlegung zu entsprechen, wonach äußere Zwänge nur vermittelt durch die Logik des Feldes zum Tragen kommen. Doch auch hier ist es für Bourdieu eine empirische Frage, wie groß die ‚Übersetzungsmacht‘ eines Feldes ist, wie gut oder schlecht es diesem gelingt, solche Außeneinwirkungen in eine feldspezifische Form zu überführen. Zu einer wichtigen Frage wird dann, welche Faktoren dazu beitragen, dass ein Feld eine hohe oder aber geringe ‚Brechungsstärke‘ aufweist – die im Übrigen keineswegs invariant ist, sondern als zeitlich veränderbar gedacht werden muss und sogar zwischen verschiedenen Unterfeldern eines Feldes variieren kann. Bei Luhmann hingegen ist im Begriff des autopoietischen, selbstreferentiellen Funktionssystems vorausgesetzt, dass es Ereignisse in der Systemumwelt grundsätzlich nur nach der Logik seines eigenen Operierens und im Horizont seines kommunikativen Codes wahrnehmen kann; die Frage nach dem Grad und den Gründen der ‚Übersetzungsmacht‘ eines Systems ist in dieser Sichtweise letztlich sinnlos. Zwar bestreitet auch Luhmann, wie schon erwähnt, keineswegs, dass „es externe

4 Wenn Luhmann (1990: 294) wissenschaftliche Autonomie im Hinblick auf Methoden und Thematiken darüber definiert, „daß keine Vorgaben anerkannt werden, die nicht im System selbst erarbeitet sind“, dann wären externe Verbote bestimmter Themen oder Methoden kaum mit Autonomie vereinbar. Überdies stellt sich im Blick etwa auf Stammzellforschung oder das Klonen von Menschen die Frage, wie homogen das Wissenschaftssystem hinsichtlich der Akzeptanz von Forschungsverböten oder -einschränkungen agiert.

Interventionen geben kann bis hin zu massivem Druck, sich mit bestimmten Themen zu befassen“ (Luhmann 1990: 622f.). Für die Wissenschaft bedeutet dies zunächst eine Irritation, auf die sie beispielsweise mit einer „Inflationierung des Wahrheitsmediums“ reagiere, also mit Wahrheitsversprechen, deren Einlösbarkeit nicht ausreichend garantiert werden könne. Letztlich sieht Luhmann hierin offenbar eine Art von pathologischem Verhaltensmuster des Systems, nicht zufällig vergleicht er sie mit einem „Fieber“ (Luhmann 1990: 623).⁵ Die Differenz zu Bourdieus Konzeption mag auf den ersten Blick gering erscheinen; sie ist gleichwohl entscheidend, denn Luhmann operiert nicht, wie Bourdieu, mit einer graduellen Abstufung von ‚mehr‘ oder ‚weniger‘ Autonomie eines Feldes, sondern mit einer Entweder-oder-Vorstellung: entweder Autonomie oder dysfunktionale, pathologische (Über-)Reaktionen des Systems.

(b) *Feldtheorie ohne Funktionalismus*: Bekanntlich weist Bourdieu jegliche Art von soziologischem Funktionalismus zurück; der Begriff des Feldes schließe sowohl den Funktionalismus als auch den Organizismus aus (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 134). Soziale Felder bilden sich vielmehr historisch um einen je spezifischen, letztlich kontingenten Typus sozialer Praktiken herum aus, ohne aber irgendeine Art von vorgegebener, einheitlicher Funktion für ein gesellschaftliches Gesamtsystem zu erfüllen (Bourdieu/Wacquant 1996: 135; vgl. Hillebrandt 2006: 342f.). Dementsprechend hält Bourdieu auch die Vorstellung für abwegig, die Verhältnisse zwischen den Feldern folgten einem „transhistorischen Gesetz“; vielmehr müsse man bei jedem Feld immer wieder nach seinen Grenzen und seinem – historisch veränderlichen – Zusammenhang mit den anderen Feldern fragen (Bourdieu/Wacquant 1996: 141f.). Diese Überlegungen Bourdieus richten sich zwar primär gegen einen ökonomistisch verkürzten Marxismus, der von einem ‚transhistorischen‘ Primat der Ökonomie ausgehe, sie treffen aber auch die systemtheoretische Auffassung, die einzelnen Funktionssysteme seien auf je eigene ‚Bezugsprobleme‘ ausgerichtet, woraus sich auch ihre wechselseitigen (Leistungs-)Beziehungen ergäben.

Demgegenüber lassen sich bei Luhmann durchaus Restbestände eines latent *normativen*, evolutionären Funktionalismus erkennen. Durch selbst-referentielles, funktional spezialisiertes Operieren optimieren die Teilsys-

5 Hier könnte man einwenden, die Inflationierung von Wahrheitsversprechen sei heute längst nicht mehr die Ausnahme, sondern der Normalfall von wissenschaftlicher Kommunikation geworden, man denke nur an die (vermeintliche) Entdeckung immer neuer Gehirnareale oder „Gene für...“, die für bestimmte menschliche Eigenschaften und Verhaltensweisen verantwortlich sein sollen. Bei näherem Hinsehen stellt sich dann zumeist heraus, dass diese Gene allenfalls *einen* Faktor in einem komplexen, multifaktoriellen Geschehen darstellen.

teme die Erfüllung ihrer jeweiligen ‚Eigenfunktion‘ oder die Bearbeitung ihres jeweiligen ‚Bezugsproblems‘ (immer mehr wahres Wissen, immer mehr Zahlungen usw.) und gewinnen daraus eine unausgesprochene normative Qualität. Zwar erkennt die Systemtheorie durchaus Spannungsverhältnisse und Inkompatibilitäten zwischen den Teilsystemen an; so kann die eigenlogische Steigerung der Funktionserfüllung in einem Teilsystem (etwa Wirtschaft oder Wissenschaft) schwerwiegende Passungs- und Folgeprobleme für andere Systeme aufwerfen. Dennoch liege in der durch funktionale Spezialisierung der Teilsysteme erreichten enormen Produktivitäts- und Effizienzsteigerung ein evolutionärer Fortschritt (vgl. Luhmann 1986). Der Unterschied zu Bourdieu besteht auch hier wiederum darin, dass die Tendenz und der Impuls zu gesteigerter Funktionserfüllung bei Luhmann schon in der Theoriefigur ‚funktionale Differenzierung in spezialisierte Teilsysteme‘ angelegt ist, während bei Bourdieu wissenschaftlicher Fortschritt, oder allgemeiner eine größere ‚Leistungsfähigkeit‘ von sozialen Feldern, immer ‚nur‘ das (temporäre) Ergebnis einer spezifischen, kontingenten Feldstruktur und -dynamik sein kann (Bourdieu/Wacquant 1996: 135). Aus diesem Grund ist die „Vorstellung eines linearen, unendlichen Prozesses der zunehmenden Autonomie“ sozialer Felder nicht vereinbar mit der Feldtheorie (Bourdieu/Wacquant 1996: 141).

(c) *Die relationale (Macht-)Struktur sozialer Felder:* In Luhmanns Theorie funktionaler Teilsysteme liegt das analytische Hauptaugenmerk auf den jeweils spezifischen Codes, durch die sich die verschiedenen Systeme voneinander unterscheiden und abgrenzen, während die ‚innere‘ Strukturierung der Systeme relativ undeutlich bleibt. Im Fall der Wissenschaft berücksichtigt Luhmann im Wesentlichen die Ebene der ‚Programme‘ (Theorien, Methoden, Paradigmen) sowie die Verteilung von Reputation an die einzelnen Wissenschaftler (oder deren „Namen“), die sogar eine Art von „Nebencode“ des Wissenschaftssystems neben dem Code wahr/unwahr darstellt (Luhmann 1990: 247). Doch offensichtlich ist das wissenschaftliche Feld darüber hinaus auch geprägt durch zumeist hierarchische Differenzierungen auf *institutioneller* und *organisationaler* Ebene (wie sie neuerdings durch Rankings systematisch erzeugt und in Deutschland etwa durch die „Exzellenzinitiative“ zusätzlich forciert werden) sowie zwischen unterschiedlich ‚harten‘ und ‚weichen‘ Disziplinen, Theorien, Methoden oder Forschungsfeldern. Die Theorie sozialer Felder bietet nicht nur ergiebigere Anknüpfungspunkte zur Analyse dieser internen Strukturen und Dynamiken als die Theorie funktional differenzierter Teilsysteme, sondern lenkt darüber hinaus den Blick auf die Bedeutung solcher Relationen für ein adäquates Verständnis von Feldautonomie, worauf ich im folgenden Kapitel zurückkomme.

Soziale Felder werden von Bourdieu als Räume von Relationen zwischen Positionen beschrieben, die durch die Verteilung des jeweils feldspezifisch relevanten Kapitals bestimmt sind (Bourdieu/Wacquant 1996: 127). Felder sind damit zugleich Kräftefelder und Felder von Kämpfen zwischen den unterschiedlichen Akteuren (Wissenschaftler, Organisationen, Disziplinen) im Feld um die Bewahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse sowie um die Auf- oder Entwertung je spezifischer Formen des wissenschaftlichen Kapitals (Bourdieu/Wacquant 1996: 132; vgl. auch Bourdieu 1998: 20, 2004: 45). Allerdings folgen diese Kämpfe bestimmten, für das Feld spezifischen (Spiel-)Regeln, etwa dass man sich in der Wissenschaft nicht (direkt) mit Geld oder politischer Macht durchsetzen kann, sondern nur mit Argumenten und originellen Forschungsergebnissen. Jeder Akteur, der sich ersichtlich nicht an diese Regeln hält, wird daher im Idealfall über kurz oder lang aus dem Feld ausgeschlossen. Entscheidend ist aber, sich zu vergegenwärtigen, dass ein wesentlicher Aspekt der Kämpfe in einem Feld darin besteht, „die immanenten Regeln des Spiels ganz oder teilweise zu verändern“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 129) oder eine bestimmte Interpretation und Definition der Spielregeln zu etablieren: Was ist ein wichtiger und legitimer Forschungsgegenstand oder eine lohnenswerte Forschungsfrage? Was gilt als triftiges Argument, als konsistente Theorie oder als Erfolg versprechende Methode? Wann ist ein Forschungsergebnis gesichert und evident, und was wird in einer Disziplin oder Forschungsgebiet als ‚gute‘ oder ‚exzellente‘ Wissenschaft definiert? Mathieu Albert und Daniel Lee Kleinman (2011: 266) fassen den ‚Einsatz‘ und das Resultat solcher (Definitions-)Kämpfe im wissenschaftlichen Feld prägnant zusammen:

„The scientists who win (i.e. who gain scientific authority) are those who succeed in having their views on science and their research practices perceived by other scientists as the legitimate way of defining and conducting science. [...] Doing quality work is doing work like theirs.“

Bourdieu's Konzeption sozialer Felder als Räume von Relationen zwischen ‚objektiv‘ (durch die jeweilige Verteilung wissenschaftlichen Kapitals) definierten Positionen (Bourdieu/Wacquant 1996: 127) läuft zweifellos Gefahr, die Vielschichtigkeit und Offenheit sozialer Praktiken reduktionistisch und deterministisch zu verkürzen, so als seien die Handlungsstrategien sämtlicher Akteure in einem Feld durch ihre jeweilige Position und Kapitalausstattung eindeutig bestimmt. Auch ist die Tendenz nicht zu übersehen, die Struktur von Feldern auf eine statische Zweiteilung und Opposition von Etablierten oder „Orthodoxen“ einerseits, Neuankömmlingen oder „Häretikern“ andererseits zu verengen (vgl. Bourdieu 1993: 109). Im wissenschaftlichen Feld kommt eine ebenfalls schematisch wirkende Gegenüber-

stellung hinzu zwischen denjenigen Forschern, die, basierend auf der Anerkennung ihrer Leistungen durch die Fachkollegen, über echtes oder ‚reines‘ wissenschaftliches Kapital verfügen, und jenen, die lediglich objektivierte, institutionalisiertes Kapital anhäufen, weil sie herausgehobene Positionen in wissenschaftlichen Verbänden oder wissenschaftspolitischen Gremien besetzen (Bourdieu 1998: 33).⁶ Man muss solche ‚strukturalistischen‘ Vereinigungen in der Feldtheorie aber nicht übernehmen, sondern kann sich – wie Charles Camic (2011: 282ff.) vorgeschlagen hat – statt an Bourdieus ‚theoretischer‘ Konzeption vor allem an seiner empirisch ‚geerdeten‘ Wissenschaftssoziologie („approach on-the-ground“) orientieren. Letztere zeichnet ein deutlich offeneres und vielschichtigeres Bild der Relationen, Definitionskämpfe und Machtbeziehungen im wissenschaftlichen Feld (vgl. Bourdieu 1988).

Entscheidend ist, dass die Konzeption sozialer Felder es ermöglicht, wissenschaftliche Akteure als innerhalb des relationalen Feldes in je spezifischer Weise *situiert* zu begreifen, beispielsweise durch eine bestimmte institutionelle, disziplinäre, theoretische und methodische Position (und durch deren Kombination) (vgl. Bourdieu 1988), aber auch durch Geschlecht, Alter oder ethnische Herkunft (vgl. zur Bedeutung des Geschlechts z.B. Beaufays 2003). Dabei ist es wichtig, im Detail zu untersuchen, *wie* die Situiertheit im Feld die Aktivitäten und Handlungsstrategien der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beeinflusst, denn von einer eindeutigen Determination auszugehen, wie es bei Bourdieu anklingt, ist wenig überzeugend. Noch bedeutsamer ist es, zu analysieren, in welcher Weise diese (institutionelle, disziplinäre oder theoretisch-methodische) Situiertheit mit darüber bestimmt, ob und wie die Arbeit bestimmter Forscherinnen und Forscher von *anderen* wahrgenommen wird: als relevant, originell

6 Problematisch ist diese Polarisierung nicht nur, weil sie eine Abwertung derjenigen Wissenschaftler als „weniger tüchtig und schöpferisch“ (Bourdieu 1998: 36) beinhaltet, die sich um institutionelle Positionen bemühen, sondern vor allem weil sie den Gegensatz zwischen den beiden Kapitalsorten (und zwischen den entsprechenden ‚Akkumulationsstrategien‘) überzeichnet und die Möglichkeit ihrer „gleichzeitigen Anhäufung“ (Bourdieu 1998: 34) sträflich unterschätzt. Tatsächlich greifen ‚reines‘ und objektiviertes wissenschaftliches Kapital immer wieder im Sinne eines wechselseitigen Steigerungsverhältnisses ineinander: Eine herausgehobene institutionelle Stellung erhöht die ‚Sichtbarkeit‘ der wissenschaftlichen Leistungen, was die Chancen auf eine führende Position in wissenschaftsbezogenen Gremien nochmals verbessert usw. (vgl. Fröhlich 2009: 333f.).

und innovativ – oder aber als konventionell, unabgesichert oder unbedeutend.⁷

(d) *Die umkämpften Grenzen sozialer Felder*: Unter dem Aspekt der Autonomie besteht ein weiterer Vorzug der Feldtheorie darin, dass sie die Frage nach den Grenzen des Feldes, die bei Luhmann weitgehend implizit bleibt (vgl. z. B. Luhmann 1990: 274), explizit aufgreift und als eines der im Feld selbst umkämpften Themen behandelt (Bourdieu/Wacquant 1996: 130). Zwar findet sich bei Bourdieu auch zu dieser Thematik eine objektivistische Sichtweise, wonach die Grenzen eines Feldes dort liegen, „wo die Feldeffekte aufhören“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 131); diese Sichtweise bleibt jedoch paradox, weil es auch von der umkämpften Definition des Feldes abhängt, was ein „Feldeffekt“ ist. Empirisch aufschlussreicher und theoretisch konsistenter ist Bourdieus alternative Auffassung, dass die Definition der Grenzen des Feldes Teil und Gegenstand der (Macht-)Auseinandersetzungen innerhalb des Feldes ist (Bourdieu/Wacquant 1996: 130). Die unterschiedlichen Akteure arbeiten dementsprechend daran, „einen Teil der aktuellen oder potentiellen Teilnehmer aus dem Feld auszuschließen, vor allem indem sie die Eintrittsgebühr erhöhen oder eine bestimmte Definition für die Zugehörigkeit durchsetzen“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 130). Umgekehrt bemühen sich ausgeschlossene Akteure, etwa Aktivisten aus Patientengruppen, die ‚Eintrittsgebühr‘ in ihrem Sinne zu verändern und die „Expertise-Barriere“ zu überwinden (Parthasarathy 2010). Gerade im Bereich der Medizin zeigt eine ganze Reihe von Beispielen, dass das Fehlen formeller wissenschaftlicher Qualifikationen häufig nicht ausreicht, um ‚Laien‘ den Zutritt zum Feld zu verwehren (vgl. Epstein 1995; Brown 2007).

In der Regel sind es die einflussreichen und anerkannten Akteure des Feldes, die faktisch definieren, wie die Grenzen des Feldes zu ziehen sind und wer berechtigterweise dem Feld angehört. Allerdings variiert der Erfolg solcher Bemühungen, sie können jederzeit von Opponenten innerhalb wie außerhalb des Feldes in Frage gestellt werden, sodass die Grenzen des Feldes und die Kriterien der legitimen Zugehörigkeit regelmäßig umstritten und uneindeutig bleiben. Es gibt, mit anderen Worten, keine den jeweiligen Auseinandersetzungen im Feld entzogenen, objektiven und überzeitlichen

7 Damit soll keineswegs gesagt werden, die Wahrnehmung wissenschaftlicher Relevanz und Originalität richte sich bewusst und primär oder gar ausschließlich nach ‚äußerlichen‘ Kriterien wie institutionelle Verortung oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten theoretischen Richtung. Gleichwohl ist die fachliche Bewertung aber kaum jemals vollkommen frei von solchen nur vermeintlich fachfremden, tatsächlich aber durchaus feldspezifischen Bewertungsmaßstäben.

Kriterien (die ‚wissenschaftliche Methode‘ o.Ä.) für die legitime Zugehörigkeit zum wissenschaftlichen Feld. Was jeweils als wissenschaftliche Rationalität, als gute, erfolgreiche wissenschaftliche Praxis gilt, ist vielmehr sowohl Gegenstand als auch Ergebnis solcher Kontroversen. Diese Implikation der Feldtheorie ist nicht nur in hohem Maße anschlussfähig an das in den *Science and Technology Studies (STS)* etablierte Konzept des „boundary work“ (Gieryn 1999);⁸ sie lässt sich auch durch eine Vielzahl empirischer Beispiele für Grenzziehungskonflikte plausibilisieren und konkretisieren, die immer auch Auseinandersetzungen um die Kriterien sind, nach denen über die Zugehörigkeit zum Feld entschieden wird. Man denke nur an die bis heute wirksame Abschottung einer mathematisierten, neoklassischen Orthodoxie in den Wirtschaftswissenschaften gegen verschiedene ‚häretische‘ Strömungen oder an die Kontroversen um evidenzbasierte Schul- vs. Alternativmedizin (Homöopathie, chinesische Medizin etc.), um Hirnforschung vs. Erziehungswissenschaft oder um die prekäre Anerkennung von *gender* oder *queer studies* in den Sozial- und Kulturwissenschaften.

(e) *Feldübergreifende Allianzen*: Ein letzter im Hinblick auf Autonomie oder Heteronomie aufschlussreicher Aspekt der Feldtheorie liegt darin, dass sie auch die Möglichkeit von Allianzen berücksichtigt, die feldinterne mit -externen Akteuren eingehen. Bourdieus Sichtweise bleibt allerdings auch in diesem Fall schematisch, wenn er unterstellt, es seien fast immer die nach „den spezifischen Regeln des Feldes [...] Schwächsten“, die an der „Politisierung“ des Feldes interessiert sind und „das Eingreifen äußerer Mächte in innere Kämpfe ermöglichen“ (Bourdieu 1998: 59f.). Tatsächlich jedoch spricht theoretisch wie empirisch wenig gegen die Annahme, dass es häufig, wenn nicht sogar meistens, gerade die ‚starken‘ Akteure im Feld sind, die externe Einflüsse (ob aus der Politik, den Medien oder der Ökonomie) ins Spiel bringen, um ihre Hierarchieposition abzusichern oder weiter auszubauen (vgl. Fröhlich 2009: 335).⁹ Diese Annahme liegt schon deshalb nahe, weil starke Feldakteure in der Regel weit besser in der Lage sind, für ihre

8 Insofern kann man Sergio Sismondos Kritik nicht zustimmen, Bourdieu nehme die Grenzen des wissenschaftlichen Feldes als gegeben an (Sismondo 2011: 93). Richtig ist allerdings, dass Bourdieu der Frage, wie in konkreten Fällen diese Grenzziehungen vorgenommen werden, wenig empirische Aufmerksamkeit geschenkt hat und häufig, entgegen den Prämissen der Feldtheorie, auch die Konflikthaftigkeit der entsprechenden Ab- und Ausgrenzungsprozesse sowie die Kontingenz der zugrundeliegenden Kriterien herunterspielt (vgl. z.B. Bourdieu 2001: 143).

9 Auch hierfür bietet die deutsche Exzellenzinitiative, die wesentlich von Allianzen zwischen ‚starken‘ wissenschaftlichen Akteuren, Politik und Medien vorangetrieben worden ist, ein reichhaltiges Beispiel.

Ziele und Interessen Unterstützung außerhalb des Feldes zu mobilisieren, als dies den ‚schwachen‘ Mitspielern möglich ist.

3 Im Konflikt mit der Feldtheorie: Bourdieus normatives Verständnis wissenschaftlicher Autonomie

Der Impetus von Bourdieus Wissenschaftssoziologie ist es zunächst, das wissenschaftliche Feld zu begreifen und zu analysieren als ein soziales Feld „*like any other, with its distribution of power and its monopolies, its struggles and strategies, interests and profits*“, wie es in seiner ersten größeren wissenschaftssoziologischen Stellungnahme aus dem Jahr 1975 heißt (Bourdieu 1975: 19; Hervorhebung P.W.).¹⁰ In diesem ‚anti-hagiographischen‘ Gestus bestehen grundsätzlich starke Überschneidungen mit der etwa zeitgleich sich herausbildenden „sociology of scientific knowledge“ und der sich anschließenden STS-Literatur (vgl. auch Albert/Kleinman 2011). Diese anfänglichem Gemeinsamkeiten haben sich jedoch durch Bourdieus Wendung zu einem normativen Begriff wissenschaftlicher Autonomie, mit der ich mich in diesem Kapitel auseinandersetzen werde, in ein Spannungsverhältnis oder sogar einen scharfen Konflikt verwandelt.¹¹

Als ein Feld wie jedes andere ist auch das wissenschaftliche Feld geprägt durch die Relationen und Kräfteverhältnisse zwischen den Positionen sowie durch Macht- und Definitionskämpfe zwischen den unterschiedlichen Akteuren. Autonomie des wissenschaftlichen Feldes, verstanden als ‚Brechungsstärke‘ und ‚Übersetzungsmacht‘, bedeutet dann zunächst nichts anderes, als dass externe Anforderungen und Vorgaben weitestgehend neutralisiert werden können und die feldinternen Strukturen und Machtbeziehungen auf diese Weise ‚rein‘ zur Geltung kommen. Deshalb gibt es aus der nicht-funktionalistischen Perspektive der Feldtheorie keinen zwingenden Grund, die Autonomie eines Feldes als *per se* positiv zu bewerten; es ist daher nicht überraschend, dass Bourdieu Tendenzen zur Autonomisierung etwa im politischen und religiösen Feld sehr kritisch beurteilt. Mit Blick auf das politische Feld bemerkt Bourdieu, mit wachsender Geschlossenheit habe es die Tendenz „leerzulaufen“ (Bourdieu 2010: 104). Als weitgehend

10 Dagegen erklärt Bourdieu später, Monopolverhältnisse hätten „mit einem wissenschaftlichen Feld nichts zu tun“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 215). Hier ist offenbar schon der Begriff des wissenschaftlichen Feldes normativ geprägt, es ist also doch kein Feld ‚wie jedes andere‘.

11 Vgl. Bourdieus harsche, aber nicht durchgängig plausible Kritik an der aus seiner Sicht einseitigen und relativistischen neueren Wissenschaftsforschung (Bourdieu 2004) sowie aus STS-Perspektive z.B. Sismondo (2011).

autonomes Feld zu funktionieren, erzeuge eine Art Abschottungseffekt: „Je mehr sich ein politischer Raum verselbständigt, desto mehr entwickelt er eine eigene Logik, desto mehr tendiert er dazu, nach den dem Feld inhärenten Interessen zu funktionieren, und desto größer wird der Bruch mit den Laien.“ (Bourdieu 2010: 102f.). Nach Bourdieu (2010: 106) besteht ein Charakteristikum des politischen Feldes darin, dass es sich nie ganz verselbständigen könne, sondern immer auf seine Klientel, die ‚Laien‘, bezogen bleibe – und man kann vermuten, dass Bourdieu der Auffassung zustimmen würde, eine vollständige Abschottung der ‚professionellen‘ Politik gegenüber den Laien sei in einer demokratischen Gesellschaft nicht wünschenswert.¹²

Worin besteht nun jene „Spezifität des wissenschaftlichen Feldes“, die Bourdieu dazu bringt, die Autonomie dieses Feldes nicht nur grundsätzlich positiv zu bewerten, sondern ihr auch weitreichende Wirkungen im Sinne eines „progress of reason“ (Bourdieu 1975), einer „in Form rationaler Zwänge errichteten Vernunft Herrschaft“ (Bourdieu 2001: 144) zuzuschreiben? Inwiefern bilden das Feld oder die (Unter-)Felder der Wissenschaft, die, so Bourdieu, in mancher Hinsicht anderen sozialen Feldern gleichen, „in anderer Hinsicht exzeptionelle, ein wenig wundersame Universen, in denen die Notwendigkeit der Vernunft in der Wirklichkeit der Strukturen und Dispositionen Gestalt gewonnen hat, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß“ (Bourdieu 2001: 139; Hervorhebung im Original)? Ich möchte im Folgenden Bourdieus Argumentation, die ihn zu einem „überzeugten Anwalt“ der wissenschaftlichen Autonomie werden lässt, in aller Kürze rekonstruieren und dabei zeigen, dass sie einen Bruch mit zentralen Prämissen der Feldtheorie beinhaltet und ihre Plausibilität letztlich aus einer fragwürdigen ‚realistischen‘ Erkenntnistheorie bezieht.

Die Struktur von Bourdieus Argumentation lässt sich anhand einer prägnanten Passage aus einer seiner letzten Veröffentlichungen (Bourdieu 2004) gut verdeutlichen. Bourdieu vermerkt zunächst einen Prozess wachsender Autonomisierung des wissenschaftlichen Feldes und identifiziert als wesentlichen Mechanismus hierfür den steigenden Eintrittspreis in das Feld (Bourdieu 2004: 50; vgl. auch 2001: 143). Auf diese Weise nehme die Kompetenz der Feldakteure ebenso kontinuierlich zu wie ihre Neigung, sich gleichsam aus voller Überzeugung am wissenschaftlichen ‚Spiel‘ zu betei-

12 Zumindest zeichnet er ein äußerst negatives, desillusionierendes Bild von den spezifischen Interessen und Zielen der Akteure im politischen Feld: „Ein sehr großer Teil der von den Politikern vollzogenen Handlungen hat keine andere Funktion, als den Apparat zu reproduzieren und sich selbst zu reproduzieren, indem sie den Apparat reproduzieren, der ihre Reproduktion garantiert“ (Bourdieu 2010: 109).

gen und dessen Wert anzuerkennen. Zum anderen folge aus der Erhöhung der Eintrittsgebühr, dass die Feldakteure kein externes Publikum, sondern, wie Bourdieu (2010: 104) mit Blick auf die Mathematik erläutert, nur noch die eigenen Konkurrenten als Klienten und Adressaten haben. Genau deshalb werde man im Feld „genau kontrolliert“ und sei „bei seinen Beweisführungen zu äußerster Präzision gezwungen“ (Bourdieu 2010: 104). Daraus leitet Bourdieu (2004: 54) schließlich die explizit als normativ gekennzeichnete Schlussfolgerung ab, die Geschlossenheit und Autonomie des Feldes führe kraft der Logik des reinen argumentativen Wettbewerbs zu wissenschaftlichem Fortschritt und zur Steigerung wissenschaftlicher Rationalität:

„The fact that producers tend to have as their clients only their most rigorous and vigorous competitors, the most competent and the most critical, those therefore most inclined and most able to give their critique full force, is for me the Archimedean point on which one can stand to give a scientific account of scientific reason, to rescue scientific reason from relativistic reduction and explain how science can constantly progress towards more rationality without having to appeal to some kind of founding miracle.“¹³

Bourdieu nimmt für sich in Anspruch, mit dieser Argumentation die wissenschaftliche Rationalität und den ‚Fortschritt der Vernunft‘ als eine Art nicht-intendierten Nebeneffekt der Feldautonomie und ohne jeden Rekurs auf irgendeine Form von wissenschaftlichem Ethos begründen und erklären zu können. Er glaubt sogar, damit das Dauerproblem von Genesis und Geltung wissenschaftlicher Rationalität durch eine allgemeine Theorie („fundamental law of the functioning of the scientific world“) grundsätzlich gelöst zu haben (Bourdieu 2004: 54).

Inwiefern gerät diese Argumentation in Konflikt mit wesentlichen Annahmen der Theorie sozialer Felder? Zunächst fällt auf, dass die Erhöhung der Zugangsbarrieren hier zum Ziel und Ergebnis haben soll, die *allgemeine*, gleichsam neutrale wissenschaftliche Kompetenz der Feldakteure zu erhöhen (Bourdieu 2004: 51). Dagegen betont Bourdieu in anderen Passagen immer wieder, bei den Auseinandersetzungen um die Eintrittsgebühr in ein Feld gehe es um „die Durchsetzung und Anerkennung eines *bestimmten* Kompetenz- oder Zugehörigkeitskriteriums“ (Bourdieu/Wacquant 1996:

13 Demgegenüber zeigt die empirische Wissenschaftsforschung immer wieder, dass die entsprechenden Kontroll-Mechanismen (*peer review*, Reproduktion von Forschungsergebnissen etc.) bei Weitem nicht so wirkungsvoll sind, wie idealisierende Theorien unterstellen (vgl. Fröhlich 2009: 334).

130; Hervorhebung P.W.), also darum, kontingente und partikulare Auffassungen davon zu etablieren (oder sogar zu monopolisieren), was legitimerweise zum Feld gehört und im Feld geschehen sollte. Dies bedeutet nicht, epistemische Praktiken auf soziale oder politische (Macht-)Strategien zu reduzieren, wie Bourdieu der neueren Wissenschaftssoziologie (vom „strong programme“ bis zur Akteur-Netzwerk-Theorie) vorwirft. Im Gegenteil, gerade wenn man mit Bourdieu anerkennt, dass wissenschaftliches Handeln untrennbar sowohl epistemisch als auch sozial geprägt ist (vgl. dazu Kim 2009), muss man akzeptieren, dass selbst hohe Feldautonomie, die sämtliche „nichtwissenschaftlichen Waffen“ ausschließt (Bourdieu/Wacquant 1996: 215), niemals eine Art von allgemeiner, überzeitlicher Vernunft und Wahrheit hervorbringen kann.¹⁴ Auch die „rein wissenschaftliche, in der alleinigen Macht von Begründung und Beweis stehende Logik des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1998: 30) bleibt an kontingente Vorannahmen, Praktiken und Denkstile gebunden, worin Konzepte wie ‚Begründung‘ oder ‚Beweis‘ überhaupt erst eine bestimmte, damit notwendigerweise partikulare Bedeutung erlangen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Bourdieus oft als ‚Theorie der Praxis‘ apostrophierte Soziologie keinerlei Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnispraxis enthält, die im Sinne einer „historischen Epistemologie“ (Rheinberger 2007) auch die Materialität wissenschaftlicher Erkenntnis, ihren konstitutiven Bezug zu technischen Apparaturen, Instrumenten, Dingen oder Lebewesen – und damit ihre unvermeidbare Kontingenz – berücksichtigt (vgl. Sismondo 2011: 91ff.).

Plausibel wäre Bourdieus Argumentation nur, wenn sie sich auf eine überzeugende realistische Epistemologie stützen könnte, die in der Lage wäre zu zeigen, dass es die Überprüfung und Korrektur von Aussagen an der ‚Realität‘ ist, die zu einem allgemeinen Fortschritt der Vernunft führt. In der Tat schlägt Bourdieu (2001: 141) den Weg eines „kritischen, sich selbst reflektierenden Realismus“ ein und postuliert, dass wissenschaftliche Akteure darin übereinstimmen, als „eine Art letzten Schiedsrichter“ nur „das Urteil der Erfahrung, also der ‚Wirklichkeit‘“, etwa in Form des Experiments, anzuerkennen (Bourdieu 2001: 143f.).¹⁵ Allerdings weiß auch Bour-

14 Bourdieu trennt letztlich recht schematisch und statisch zwischen einer *rein wissenschaftlichen* Funktion der feldspezifischen Strategien und einer auf die anderen Akteure im Feld bezogenen *sozialen* Funktion (z.B. Bourdieu 1998: 36f., 2004: 54). Demgegenüber zeigen Ludwik Fleck sowie zahlreiche Arbeiten in der STS-Tradition, dass auch die epistemischen Aspekte wissenschaftlicher Praxis sozial geformt sind und die soziale Dimension dieser Praxis sich daher nicht in Macht- und Positionskämpfen erschöpft.

15 Gerhard Fröhlich (2003: 122) hat zu Recht auf die Nähe von Bourdieus Wissenschaftsverständnis zu Karl Popper hingewiesen. Beide gehen davon aus, dass sich

dieu, dass die ‚objektive Wirklichkeit‘ letztlich nichts anderes ist „als das, was die in dem jeweiligen Feld tätigen Forscher zu einem gegebenen Zeitpunkt als solche zu erachten übereinkommen“ (Bourdieu 2001: 144). Diesem Dilemma kann man nur entgehen, wenn das Konzept des feldspezifischen Habitus oder der *illusio* des wissenschaftlichen Feldes zu einem *inhaltlichen Konsens* zwischen den Feldakteuren überdehnt wird. So postuliert Bourdieu, die Spezifität des wissenschaftlichen Feldes liege im Gegensatz zum politischen oder religiösen Feld darin, dass

„die Konkurrenten sich auf die Prinzipien verständigen, nach denen die Übereinstimmung mit der ‚Wirklichkeit‘ überprüft wird, auf die gemeinsamen Methoden zur Validierung von Thesen und Hypothesen, kurz auf die implizite, politische und zugleich kognitive Vereinbarung, die Grundlage und Regel für die Arbeit an der Objektivierung darstellt“ (Bourdieu 2001: 144; vgl. ders. 1998: 29).

Doch die *illusio* des Feldes und der wissenschaftliche Habitus beinhalten ‚nur‘ die Überzeugung, *dass* es konstitutiv für die Wissenschaft ist, Aussagen methodisch kontrolliert auf ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zu überprüfen (vgl. Bourdieu 1991: 8), aber nicht, *wie* dies zu geschehen hat. Die in der zitierten Passage unterstellte vorgängige Einigkeit über grundlegende Methoden der Überprüfung und Bestätigung von Hypothesen anhand der ‚Realität‘ geht daher weit über den Glauben an den Sinn und die Möglichkeit objektiver Realitätserkenntnis hinaus.¹⁶ Es handelt sich vielmehr um eine normative Vorannahme, die nicht nur den Einsichten der Feldtheorie zuwiderläuft, sondern auch durch zahlreiche wissenschaftshistorische und -soziologische Fallstudien über Konflikte um die legitimen Methoden und Kriterien der Validierung von Aussagen grundlegend in Frage gestellt wird.

Die ergänzenden Überlegungen zur Veränderung wissenschaftlicher Arbeits- und Kommunikationsstrukturen, die Bourdieu unter dem Titel einer „Realpolitik der Vernunft“ angestellt hat (Bourdieu 1987; Bour-

nach dem Ausschalten störender externer Einflüsse eine nur an der Erkenntnis der Wirklichkeit orientierte Logik wissenschaftlichen Fortschritts durchsetze, und beide vertreten (explizit oder implizit) eine realistische Erkenntnistheorie, wonach Kritik und Konkurrenz unter den Wissenschaftlern zu immer ‚wahrheitsnäheren‘ Ergebnissen führten.

16 Wo es tatsächlich einen solchen Konsens, d.h. eine Hegemonie bestimmter Erkenntnispraktiken, gibt, muss dieser keineswegs rational und ‚wirklichkeitsgerecht‘ sein – die Wissenschaftsgeschichte ist voll von gegenteiligen Beispielen.

dieu/Wacquant 1996: 223ff.), mögen wissenschaftspolitisch durchaus interessant sein. Sie rücken jedoch noch weiter ab von der Theorie des Feldes als eines von asymmetrischen Kräfteverhältnissen und Machtkämpfen geprägten und durchzogenen sozialen Raumes. Eine ‚Realpolitik der Vernunft‘ erfordere es, „den Herrschaftseffekten ein Ende zu setzen, die den wissenschaftlichen Wettbewerb verzerren, also etwa der Eliminierung [...] bestimmter Leute, die durchaus würdig wären, in das Spiel einzutreten“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 226). Dahinter steht die richtige Überlegung, dass wissenschaftliche Autonomie nicht allein durch Neutralisierung von äußeren Einflüssen und den Schutz vor „Eindringlingen“ (Bourdieu 1998: 30) erreicht werden kann, sondern auch entsprechende innere Strukturen des Feldes geschaffen werden müssen. Gleichwohl bleibt die Forderung nach der Beendigung von Herrschaftseffekten, etwa der willkürlichen Ablehnung von Forschungsanträgen, merkwürdig appellativ und kommt der Mertonschen Vorstellung von Wissenschaft als normativ integriertem Kosmos bedrohlich nahe. Zudem bleibt undeutlich, wer die Initiatoren und Träger dieser Realpolitik sein könnten: Sind es Gruppen wissenschaftlicher Akteure, die versuchen, sowohl „die Funktionsweisen der Universen, in denen Wissenschaft produziert wird“ als auch die „Dispositionen“ der Wissenschaftler zu verändern (Bourdieu/Wacquant 1996: 224)? Würden sie dabei unter Umständen auch Unterstützung von außerwissenschaftlichen Akteuren (staatliche Politik, Zivilgesellschaft, Medien) in Anspruch nehmen – und damit die Geschlossenheit des Feldes faktisch unterlaufen?

Bourdieus normative Auszeichnung wissenschaftlicher Autonomie im Sinne der Geschlossenheit, der hohen Eintrittsgebühr sowie der umfassenden Brechungsstärke des Feldes erweist sich weder als (feld-)theoretisch konsistent noch als empirisch plausibel und wissenschaftspolitisch überzeugend. Sie nähert sich – entgegen Bourdieus ausdrücklicher Intention – Vorstellungen einer normativen Integration des wissenschaftlichen Feldes und gerät in Distanz und Konflikt zu der soziologisch produktiveren Ausgangsprämisse, die Wissenschaft sei ein soziales Feld „like any other“. Hinzu kommt: wenn das Feld eine so große Brechungsstärke aufweist, dass es Impulse von außen „bis zur Unkenntlichkeit“ verändern kann, und der Eintrittspreis so hoch ist, dass nur noch Spezialisten mit bestimmten professionellen (und nicht selten professionell verengten) Sichtweisen und Interessen Zugang erhalten, steigt die Gefahr einer problematischen Abschottung des Feldes. So stehen bei der Wahl von Forschungsthemen und Methoden häufig Kriterien wie Chancen auf hohe Drittmittel und hochrangige Publikationsmöglichkeiten, sichere akademische Karriereperspektiven, die Konsolidierung wissenschaftlicher Schulen und Paradigmen oder der Einsatz kostspieliger Mess- und Beobachtungstechnik im Vordergrund. Demgegenüber spielen Aspekte wie die gesellschaftliche Relevanz und

Dringlichkeit von Forschung, aber auch ungewöhnliche, ‚riskante‘ wissenschaftliche Perspektiven immer wieder eine deutlich geringere Rolle. Dies fällt um so mehr ins Gewicht, als Bourdieus am eher untypischen Beispiel der Mathematik gewonnene Annahme, ein autonomes wissenschaftliches Feld habe kein „externes Publikum“ mehr,¹⁷ sich im Blick auf andere Disziplinen oder Unterfelder (Medizin, Umweltforschung, Migrationsforschung, Bildungsforschung, Wirtschaftswissenschaften usw.) als äußerst fragwürdig erweist. In diesen und vielen anderen Gebieten sind ‚externe‘ Akteure als engagierte Bürgerinnen und Bürger, als lokale Anwohner, Patienten, wissenschaftlich identifizierte Ziel- oder Risikogruppen in der ein oder anderen Weise von Forschung betroffen und in sie einbezogen. Häufig bleibt unklar, ob diese Akteure nicht ohnehin Teil des wissenschaftlichen Feldes sind oder zumindest darum kämpfen, in das Feld eintreten zu können, etwa weil sie über eigenständiges, relevantes Wissen verfügen oder bestimmte Themen auf die Forschungsagenda setzen wollen. In jüngster Zeit wird dies vor allem im Hinblick auf das oft durchaus erfolgreiche Engagement zivilgesellschaftlicher Akteure in Forschung und Forschungspolitik empirisch untersucht und belegt (vgl. Frickel et al. 2010; Wehling/Viehöver 2012, 2013 sowie am Beispiel der Medizin Wehling et al. 2014). Erkennbar wird hier auch, dass Bourdieus Plädoyer für wissenschaftliche Autonomie sich weniger einer objektiven Sonderstellung des wissenschaftlichen Feldes verdankt als vielmehr unausgesprochenen normativen und politischen Prämissen, die nicht zuletzt auch dazu dienen, Bourdieus eigene wissenschaftliche Praxis und seine spezifische Form politischen Engagements zu begründen.¹⁸

Überdies muss die Wissenschaftssoziologie skeptisch bleiben gegenüber der Annahme, autonome Wissenschaft könne sich aufgrund ihrer Brechungsstärke und methodischen Strenge jemals vollständig von *latenten* gesellschaftlichen und kulturellen Voreingenommenheiten frei machen. Das Fehlen manifester Beeinflussungsversuche von ‚außen‘ schließt keineswegs aus, dass Wissenschaft die implizit geteilten, dominanten Hinter-

17 Nach Gerhard Fröhlich (2003: 126) weist auch ein vermeintlich so autonomes Wissenschaftsgebiet wie die Mathematik eine Vielzahl außerwissenschaftlicher Bezüge und ‚Klienten‘ auf, darunter nicht zuletzt das Militär.

18 Bekanntlich basiert Bourdieus wissenschaftliche Praxis auf einem stark szientistischen Selbstverständnis, wonach es der Soziologie – im Unterschied zu den alltäglichen sozialen Akteuren – möglich sei, die Realität der sozialen Welt zu erkennen. Der epistemologische Bruch mit der Perspektive der ‚Laien‘ ist nach dieser Vorstellung die Voraussetzung objektivierender wissenschaftlicher Erkenntnis, eine Annahme, die in der Soziologie und Sozialphilosophie inzwischen äußerst kritisch bewertet wird (z.B. Celikates 2009; Boltanski 2010).

grundüberzeugungen der jeweiligen Gesellschaft reproduziert oder sogar verstärkt, indem sie diese mit ‚wissenschaftlichen Weihen‘ versieht. Die Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung von Geschlechterverhältnissen, Menschen mit ‚anderer‘ Hautfarbe, ‚abweichenden‘ Sexualitäten oder psychischen ‚Störungen‘ ist voll von einschlägigen Beispielen. Auch in dieser Hinsicht stellen externe Impulse, vor allem von Seiten der jeweils Betroffenen, immer wieder ein wichtiges Korrektiv für innerwissenschaftlichen Dogmatismus und Konformismus dar.

4 Reflexive Autonomie der Wissenschaft – eine andere feldtheoretische Perspektive

Welche wissenschaftssoziologischen und -politischen Schlussfolgerungen lassen sich aus dem Umstand ziehen, dass die Autonomie des wissenschaftlichen Feldes nicht nur die positiven Wirkungen, die Bourdieu ihr zuschreibt, nicht realisieren, sondern überdies fragwürdige Effekte hervorbringen kann? Im Folgenden möchte ich mit dem Konzept der „reflexiven Autonomie“ von Wissenschaft eine andere Schlussfolgerung aus der feldtheoretischen Perspektive vorschlagen als Bourdieu selbst. Wenn es zutrifft, dass das wissenschaftliche Feld durch asymmetrische Kräfteverhältnisse, Interessengegensätze und Definitionskämpfe strukturiert ist, wenn epistemische Praktiken unhintergebar auch sozial geprägt sind und immer nur an kontingenten Repräsentationen der Realität (und nicht an dieser selbst) überprüft werden können, dann bietet „the closure on itself of the autonomous field“ (Bourdieu 2004: 54) keine Gewähr für einen überzeitlich gültigen Fortschritt von Rationalität und Vernunft. Zu erwarten sind vielmehr (nicht anders als beim politischen Feld) immer auch Abschließungstendenzen, die dazu beitragen, dass das Feld sich in hohem Maße an den feldinhärenten Interessen (Reputation, Forschungsgelder, Ehrungen, Quantität der Publikationen etc.) orientiert, und dabei die Erwartungen und Interessen des ‚externen‘ Publikums aus dem Auge verliert.

Statt also der ‚einfachen‘ Autonomie und Geschlossenheit der Wissenschaft, verstanden als Abwehr und ‚Brechung‘ von externen Impulsen, eine fragwürdige und theoretisch nur unzureichend begründete normative Bedeutung beizumessen, möchte ich für die komplexere Vorstellung einer reflexiven Autonomie des wissenschaftlichen Feldes plädieren.¹⁹ Der Kern-

¹⁹ Diese Terminologie lehnt sich in eher assoziativer und heuristischer Form an die von Ulrich Beck (1986) eingeführte Unterscheidung zwischen einfacher und reflexiver Modernisierung an.

gedanke besteht darin, anzuerkennen, dass die Wissenschaft einerseits unhintergebar in einem relationalen Interaktionsgeflecht mit anderen sozialen Feldern und gesellschaftlichen Handlungsbereichen steht, dass die Einflüsse und Impulse aus diesen Handlungsbereichen andererseits jedoch nicht notwendigerweise Einschränkungen und Gefährdungen wissenschaftlicher Autonomie mit sich bringen. Sie können ganz im Gegenteil die in einer reflexiven Weise verstandene Autonomie des Feldes und der Feldakteure (im Sinne einer Vielfalt von Handlungsperspektiven und -alternativen) sichern und vertiefen, weil und insofern sie feldinterne Machtstrukturen und Definitionsmonopole abschwächen, eingespielte Selektionsmechanismen, erstarrte Routinen und vermeintlich fraglose Gewissheiten unterlaufen. Externe Impulse können somit die Pluralität und Diversität von Forschung hinsichtlich ihrer Ziele, Themen, Relevanzkriterien, theoretischen und methodischen Zugänge entscheidend vergrößern.

Selbstverständlich wird dadurch nicht jede beliebige externe Einwirkung auf die Wissenschaft *per se* zu einem positiven, die Vielfalt von Forschungsansätzen und -themen steigernden Impuls. Das Ziel muss aber auch nicht von vorneherein darin gesehen werden, externe Einwirkungen, die keineswegs in allen Fällen Zwänge beinhalten, zu ‚brechen‘ und ‚bis zur Unkenntlichkeit‘ umzugestalten. Angemessener wäre es, Impulse aus anderen gesellschaftlichen Bereichen selbstreflexiv darauf hin zu überprüfen, inwieweit sie produktiv für die Erweiterung wissenschaftlicher Wahrnehmungs- und Handlungsperspektiven nutzbar sind. Hierfür scheinen Begriffe wie Übersetzungs- oder Resonanzfähigkeit treffender zu sein als die ‚martialischen‘ Bourdieu’schen Formeln der Übersetzungsmacht und Brechungsstärke, die letztlich auf die Verteidigung eines sich durch hohe Eintrittspreise nach außen abschließenden wissenschaftlichen Feldes ausgerichtet sind.

Abschließend möchte ich in aller Kürze begründen, weshalb vor allem Impulse aus der Zivilgesellschaft eine wichtige, konstitutive Rolle für die Herausbildung einer reflexiven Autonomie der Wissenschaft spielen. Ein erster Grund hierfür folgt aus dem Umstand, dass gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland und anderen vergleichbaren Ländern ein deutliches Ungleichgewicht unter den auf die Wissenschaft einwirkenden externen Instanzen besteht. Während der Einfluss staatlicher Instanzen (trotz aller institutionellen Veränderungen der letzten Jahre) wie auch wirtschaftlicher Akteure weiterhin groß ist, finden zivilgesellschaftliche Gruppen nur wenig Zugang zu den institutionalisierten forschungspolitischen Entscheidungsprozessen,²⁰ wenngleich sie in selbstorganisierter, „uneingeladener“

20 Dieses Ungleichgewicht hat in dem Maße noch zugenommen, als die Wissenschaftspolitik in Deutschland den Einfluss der ökonomischen Sphäre gezielt verstärkt hat,

Form in einzelnen Forschungsfeldern durchaus wichtige Impulse geben können (Wehling/Viehöver 2013). Schon im Interesse einer „Äquidistanz“ (Stichweh 2009: 41) der Wissenschaft zu den verschiedenen externen Einflüssen ist es geboten, solche Ungleichgewichte zu reduzieren und die institutionellen Beteiligungsmöglichkeiten zivilgesellschaftlicher Akteure deutlich auszubauen. Dem kommt entgegen, dass sich auch in Deutschland in den letzten Jahren die wissenschaftspolitischen Partizipationsansprüche aus der Zivilgesellschaft spürbar verstärkt haben. So hat sich mit dem Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland (BUND) eine große Umweltorganisation kürzlich mit einem Positionspapier in die wissenschaftspolitische Debatte eingeschaltet, worin für die Abkehr von einer staats- und industriegetriebenen zugunsten einer „gesellschaftsgetriebenen Wissenschaftspolitik“ plädiert wird (BUND 2012; vgl. auch Schneidewind/Singer-Brodowski 2013).

Ein zweites, grundsätzlicheres Argument für stärkere zivilgesellschaftliche Partizipation kann demokratietheoretisch und wissenschaftssoziologisch begründet werden. Zivilgesellschaftliche Organisationen wie Umwelt- und Verbraucherverbände, Patientenvereinigungen, Bürgerinitiativen oder Gewerkschaften besitzen ein hohes Maß an demokratischer Legitimität (wenn auch nicht in einem engen Verständnis repräsentativer Demokratie), insofern sie als unabhängige, intern demokratisch strukturierte Mitgliederorganisationen die Interessen, Erfahrungen und Erwartungen großer oder spezifisch betroffener sozialer Gruppen artikulieren und damit wesentlich zu pluralen gesellschaftlichen Diskussions- und Willensbildungsprozessen beitragen (vgl. Fung 2003; Wehling 2012). Zudem haben zahlreiche Fallstudien zeigen können, dass zivilgesellschaftliche Gruppen häufig über spezifisches Wissen verfügen, das für die wissenschaftliche Forschung höchst relevant sein kann, ob als lokales Erfahrungswissen in der Umweltforschung oder als Patienten- und Betroffenenwissen in der Medizin und Gesundheitsforschung. Manche Autoren sehen in der stärkeren Einbeziehung und faktischen Einmischung zivilgesellschaftlicher Gruppen sogar das entscheidende Element einer „epistemischen Modernisierung“ der Wissenschaft (Moore et al. 2011). Das Wissen nicht-wissenschaftlicher Akteure kann eine wichtige Ergänzung zum wissenschaftlichen Wissen darstellen, aber auch die weitergehende Rolle eines ‚epistemischen Korrektivs‘ der im Feld dominierenden, oft professionell vereinseitigten Sichtweisen über-

institutionell etwa durch die Schaffung von Hochschulräten als Aufsichtsgremien, worin Vertreter von Unternehmen oder Wirtschaftsverbänden zumeist eine starke Rolle spielen, oder durch Leitbilder wie das der ‚unternehmerischen Universität‘.

nehmen.²¹ In jedem Fall sprechen diese Entwicklungen gegen die Annahme, eine weitgehende Schließung und Autonomisierung des wissenschaftlichen Feldes sei der entscheidende Weg zur Rationalitätssteigerung. Letztlich stellen solche zivilgesellschaftlichen Interventionen Auseinandersetzungen um die Grenzen des wissenschaftlichen Feldes und den Zugang zu ihm dar. Insofern bestätigen sie eine zentrale Annahme der Feldtheorie, wonach die Grenzen sozialer Felder niemals definitiv gezogen werden können, auch nicht durch erhöhte Eintrittsgebühren, sondern sowohl von ‚innen‘ wie von ‚außen‘ immer wieder in Frage gestellt werden.

Literatur

- Albert, Mathieu/Kleinman, Daniel Lee (2011): „Bringing Pierre Bourdieu to Science and Technology Studies“. In: *Minerva* 49(3), S. 263-273.
- Beaufaÿs, Sandra (2003): *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: transcript.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc (2010): *Soziologie und Sozialkritik*. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1975): „The specificity of the scientific field and the social conditions of the progress of reason“. In: *Social Science Information* 14(6), S. 19-47.
- Bourdieu, Pierre (1987): „Für eine Realpolitik der Vernunft“. In: Müller-Rolli, Sebastian (Hg.): *Das Bildungswesen der Zukunft*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 229-234.
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991): „The Peculiar History of Scientific Reason“. In: *Sociological Forum* 6(1), S. 3-26.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Soziologische Fragen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2004): *Science of Science and Reflexivity*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre (2010): „Das politische Feld“. In: Ders.: *Politik. Schriften zur Politischen Ökonomie 2*. Konstanz: UVK, S. 97-112.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

21 Beispiele sind die Kritik betroffener Frauen und kritischer Wissenschaftlerinnen am *dominant epidemiological paradigm* der Krebsforschung, das möglichen umweltbedingten Ursachen der steigenden Brustkrebsraten kaum Beachtung schenke (Brown 2007), sowie die Kritik an der bis in die 1970er-Jahre bestehenden medizinischen Definition von Homosexualität als psychischer Störung (Conrad 2007).

- Brown, Phil (2007): *Toxic Exposures. Contested Illnesses and the Environmental Health Movement*. New York: Columbia University Press.
- BUND (Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland) (2012): „Nachhaltige Wissenschaft. Plädoyer für eine Wissenschaft für und mit der Gesellschaft. Ein BUND-Beitrag zum Wissenschaftsjahr „Zukunftsprojekt Erde/Nachhaltigkeit““. http://bund.net/fileadmin/bundnet/publikationen/nachhaltigkeit/20110202_nachhaltigkeit_wissenschaft_diskussion.pdf (zuletzt aufgerufen am 03.04.2012.)
- Camic, Charles (2011): „Bourdieu's Cleft Sociology of Science“. In: *Minerva* 49(3), S. 275-293.
- Celikates, Robin (2009): *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Conrad, Peter (2007): *The Medicalization of Society: On The Transformation of Human Conditions into Treatable Disorders*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Epstein, Steven (1995): „The construction of lay expertise. AIDS activism and the forging of credibility in the reform of clinical trials“. In: *Science, Technology & Human Values* 20(4), S. 408-437.
- Frickel, Scott/Moore, Kelly (2006): *The New Political Sociology of Science. Institutions, Networks, and Power*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Frickel, Scott/Gibbon, Sahra/Howard, Jeff/Kempner, Joanna/Ottinger, Gwen/Hess, David (2010): „Undone Science. Charting Social Movement and Civil Society Challenges to Research Agenda Setting“. In: *Science, Technology & Human Values* 35(4), S. 444-473.
- Fröhlich, Gerhard (2003): „Kontrolle durch Konkurrenz und Kritik? Das „wissenschaftliche Feld“ bei Pierre Bourdieu“. In: Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hg.): *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*. Konstanz: UVK, S. 117-129.
- Fröhlich, Gerhard (2009): „Wissenschaft“. In: Fröhlich, Gerhard/Rehbein, Boike (Hg.): *Bourdieu-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 327-337.
- Fung, Archon (2003) „Associations and democracy: between theories, hopes, and realities“. In: *Annual Review of Sociology* 29, S. 515-539.
- Gieryn, Thomas (1999): *Cultural Boundaries of Science: Credibility on the Line*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hartard, Christian (2010): *Kunstautonomien. Luhmann und Bourdieu*. München: Schreiber.
- Hillebrandt, Frank (2006): „Funktionssysteme ohne Praxis oder Praxisfelder ohne System? System- und Praxistheorie im Vergleich“. In: *Berliner Journal für Soziologie* 16(3), S. 337-354.
- Kim, Kyung-Man (2009): „What would a Bourdieuan sociology of scientific truth look like?“ In: *Social Science Information* 48(1), S. 57-79.
- Kneer, Georg (2004): „Differenzierung bei Luhmann und Bourdieu. Ein Theorienvergleich“. In: Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd (Hg.): *Bourdieu und Luhmann*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 25-56.
- Luhmann, Niklas (1986): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. Suhrkamp.
- Markova, Hristina (2013): *Exzellenz durch Wettbewerb und Autonomie? Deutungsmuster hochschulpolitischer Eliten am Beispiel der Exzellenzinitiative*. Konstanz: UVK.
- Moore, Kelly/Frickel, Scott/Hess, David/Kleinman, Daniel Lee (2011): „Science and neoliberal globalization: a political sociological approach“. In: *Theory and Society* 40(5), S. 505-532.

- Parthasarathy, Shobita (2010): „Breaking the Expertise Barrier: Understanding Activist Challenges to Science and Technology Policy Domains“. In: *Science and Public Policy* 37(5), S. 355-367.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2007): *Historische Epistemologie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Schäfer, Hilmar (2011): „Bourdieu gegen den Strich lesen. Eine poststrukturalistische Perspektive“. In: Šuber, Daniel/Schäfer, Hilmar/Prinz, Sophia (Hg.): *Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften*. Konstanz: UVK, S. 63-85.
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy (2013): *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*. Marburg: Metropolis.
- Sismondo, Sergio (2011): „Bourdieu’s Rationalist Science of Science: Some Promises and Limitations“. In: *Cultural Sociology* 5(1), S. 83-97.
- Stichweh, Rudolf (2009): „Autonomie der Universitäten in Europa und Nordamerika: Historische und systematische Überlegungen“. In: Kaube, Jürgen (Hg.): *Die Illusion der Exzellenz*. Berlin: Wagenbach, S. 38-49.
- Wehling, Peter (2012): „From invited to uninvited participation (and back?). Rethinking civil society engagement in technology assessment and development“. In: *Poiesis & Praxis. International Journal of Technology Assessment and Ethics of Science* 9(1/2), S. 43-60.
- Wehling, Peter/Viehöver, Willy (2012): „Zivilgesellschaft und Wissenschaft: ein Spannungsfeld zwischen Konflikt und Kooperation“. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 35(2), S. 216-232.
- Wehling, Peter/Viehöver, Willy (2013): „‘Uneingeladene’ Partizipation der Zivilgesellschaft – ein kreatives Element der Governance von Wissenschaft“. In: Grande, Edgar/Jansen, Dorothea/Jarren, Otfried/Schimank, Uwe/Weingart, Peter (Hg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript, S. 213-234.
- Wehling, Peter/Viehöver, Willy/Koenen, Sophia (Hg.) (2014): *The public shaping of medical research. Patient associations, health movements and biomedicine*. New York/London: Routledge (im Erscheinen).